

**Pfarrer Jörg Zimmermann**

**Predigt zu Lukas 17,11-19,  
Teil 2 der Predigtreihe „Wunder“  
gehalten am 01.02.2009  
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

„Es begab sich, als Jesus nach Jerusalem wanderte, dass er durch Samarien und Galiläa hin zog. Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzigte Männer; die standen von ferne und erhoben ihre Stimme und sprachen: „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“ Und als er sie sah, sprach er zu ihnen: „Geht hin und zeigt euch den Priestern!“ Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein.

Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter.

Jesus aber antwortete und sprach: „Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde?“ Und er sprach zu ihm: „Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“

Liebe Gemeinde,

100 % vollbrachtes Wunder – 10 % erreichtes Ziel: so könnten wir unsere heutige Wundergeschichte, die zweite im Rahmen meiner Predigtreihe, kurz und knapp zusammenfassen. Und schon sind wir mittendrin in dem erstaunlichen Zusammenhang, der mich veranlasst hat, gerade diese Geschichte in der Predigtreihe zu berücksichtigen: landläufig würde man doch wohl sagen: vollbrachtes Wunder = (ist gleich) erreichtes Ziel! Da, wo ein Mensch die Fesseln seiner quälenden Krankheit abstreifen darf, wo er zurückfindet in ein normales Leben, statt in der erzwungenen Isolation unter anderen Lepra-Infizierten dahin dämmern zu müssen – da ist ein Wunder geschehen *und eben damit ist zugleich* das lang ersehnte Ziel erreicht! Beides fällt zusammen! Warum in aller Welt sollte es je auseinander treten? Lassen Sie uns mit dieser Frage im Hinterkopf unseren Predigttext genauer ansehen:

alles beginnt, mit Verlaub, wie eine 08/15-Wundergeschichte. Ich spare mir jetzt und hier jegliche Erwägung dazu, was wohl der historische Hintergrund dieser Heilung der 10 Aussätzigten gewesen sein mag. Fast wie im Vorübergehen wird die Geschichte zunächst erzählt. Die Elemente sind ähnlich wie in der Geschichte Markus 1,40-45, die wir im ersten Teil der Predigtreihe gehört haben: dort ist es einer, hier bei Lukas 17 sind es 10 Aussätzigte, also mit Lepra Infizierte, die Jesus um Hilfe bitten. Er spricht ein Wort; die 10 Männer werden gleichsam im Handumdrehen gesund.

Die Beiläufigkeit, mit der das Wunder erzählt wird, ist im Verhältnis zu seiner Bedeutung geradezu provozierend. 10 Langzeitkranke von jetzt auf gleich wieder fit – als ob das gar nichts wäre! Zumal sie ja nicht nur physisch gesund geworden sind; nein: sie sind nun auch wieder sozial integriert, „gesellschaftsfähig“ sozusagen!

Aber darauf scheint es Lukas nicht anzukommen; sonst wäre die Geschichte hier zuende; beschlossen höchstens noch mit allgemeinem Jubel über den Wundertäter. So kommt es aber gerade nicht; es geht vielmehr weiter mit dem zweiten Teil, und der ist alles anderes als 08/15.

Jesus schickt die 10 Geheilten zu den Priestern, um sich dort an zuständiger Stelle ihre Heilung offiziell bestätigen zu lassen. Nur nach dieser „Gesundschreibung“, wie ich es nennen möchte, haben sie außer der physischen Wiederherstellung auch ihre Wiedereingliederung in die Gemeinschaft des Volkes erreicht. Denn Lepra galt, wie wir es schon beim letzten Mal hörten, als Verunreinigung, die soziale Ächtung nach sich zog, zumal sie mit hoher Ansteckungsgefahr einherging. „Unrein, unrein!“ – so mussten die Aussätzigten rufen, wenn jemand sich ihnen näherten;

sie mussten also gewissermaßen ihre eigene Isolation auch noch aktiv betreiben! Und dieses Wort „unrein“ deutet es bereits an: Lepra galt zu allem Überfluss auch noch als eine besondere Strafe Gottes. Daher die soziale Ächtung. Und sie musste folglich sozusagen von Amts wegen durch einen Priester wieder aufgehoben werden, wo tatsächlich jemand von der Lepra geheilt worden war.

Nach diesem „Pflichttermin“, zu dem Jesus die 10 geschickt hat, gehen 9 von ihnen vermutlich zurück zu ihren Familien, Freunden, in ihre Heimatdörfer und Häuser. Einer schlägt zunächst den Weg zurück zu Jesus ein. – Bei welcher der beiden Gruppen wären wir, wäre jeder Einzelne von uns wohl zu finden gewesen? Allein die Größenverhältnisse der beiden Gruppen lassen uns hier wohl gar keine wirkliche Alternative empfinden! 9 zu 1 – so dass man bei dem einen eigentlich schon gar nicht von einer „Gruppe“ sprechen kann!

Und ich gebe ehrlich zu: ich kann das Verhalten der 9 schon gut nachvollziehen! Endlich gesund – nach vielleicht jahrelangem Siechtum, verbunden mit erniedrigender sozialer Ächtung! Und die Gesundheit kommt ja nicht etwa langsam und stetig zurück, durch konsequente Anwendung einer am Ende doch erfolgreichen Therapiemethode. Auf so was kann man sich einstellen und sein eigenes Verhalten bewusst kalkulieren. Und auch die Familie und die Freunde können sich auf alles einstellen, haben sie doch gewiss immer wieder Nachricht vom kontinuierlichen Fortschreiten der Heilung erhalten. Und dann bekommt am Ende der Arzt, wenn er einen als geheilt entlassen hat, vielleicht eine wie auch immer geartete Aufmerksamkeit, zumindest einen Dankesbrief oder Ähnliches. So mag das oft gehen.

Aber alles das ist hier doch völlig anders: gänzlich unerwartet tritt Jesus auf den Plan, und genauso unerwartet ereignet sich die Heilung! Wer kann es einem so Geheilten denn übel nehmen, wenn der alles andere hintanstellt oder auch verdrängt gegenüber der Rückkehr und Heimkehr zu den nächsten Angehörigen?! Hat denn ausgerechnet Jesus dafür kein Verständnis? Legt er wirklich Wert auf solche Artigkeiten? Fast hört man ihn ja förmlich den berühmten Satz sprechen, den wir alle früher einmal aus dem Munde unserer Eltern gehört haben, wenn wir ein Geschenk bekommen hatten und dann nur noch darauf fixiert waren, statt uns zunächst erst mal an den Schenkenden zu wenden: dann erklangen doch gerne diese Worte, die sich wohl seit Generationen kaum verändert haben: „Wie sagt man?“

Nun, Jesus spricht diese Worte nicht, aber zu dem einen Geheilten, der wieder kommt, spricht er andere Worte, und die deuten doch an, dass es ihm nicht einfach um Artigkeiten aus dem Knigge für bürgerliches Wohlverhalten geht: **„Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“**

Liebe Gemeinde, diese Worte begegnen uns aus Jesu Mund in den Evangelien gleich mehrfach, aber gerade an dieser Stelle hier in Lukas 17 hätte ich sie nicht erwartet. In der Regel ist es so: jemand Krankes vertraut ganz fest auf Jesus, er heilt ihn und lobt seinen Glauben, der ihm geholfen habe, von Jesus geheilt zu werden. So ähnlich ist es auch in der Geschichte unserer heutigen Lesung aus Markus 2, wobei da noch das erstaunliche Phänomen hinzutritt, dass der dort erwähnte Glaube ja gar nicht der des Gelähmten war, der daraufhin geheilt wurde, sondern dort geht es um den Glauben seiner Freunde, die ihn ungeachtet aller Hindernisse zu Jesus gebracht haben, eben weil sie ganz fest daran glauben, dass er ihren kranken Freund heilen würde. Aber egal: insgesamt gilt bei allen diesen Geschichten: der Glaube an Jesus, das Vertrauen darauf, dass er einen Kranken heilen wird, ist es, das ihn dazu bringt, die Heilung dann auch wirklich zu vollziehen.

Mit Verlaub: das ist hier doch etwas anders: 10 Aussätzige schreien aus der gebotenen Entfernung, Jesus möge sie heilen. Ist das der „Glaube“, der wie in den anderen Geschichten die Heilung nach sich zieht? Ich denke, in den Augen Jesu eher nicht, denn dann hätte er seinen Satz doch auch an alle 10 richten müssen! Tut er aber nicht; nein: der Satz fällt viel später, als eben die 9 über alle Berge sind. Der eine, der zurückkommt, er allein bekommt diese Worte von Jesus gesagt: **„Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“**

Der Glaube, so wie Jesus hier von ihm spricht, ist also ganz offensichtlich nicht einfach das Vertrauen auf die Heilung. Denn nichts deutet darauf hin, wieso dies bei dem einen etwas anderes gewesen sein sollte als bei den restlichen 9. Nicht in seiner Hoffnung auf Jesu Heilfähigkeit unterscheidet sich der eine von den 9. Umso mehr jedoch unterscheidet er sich von ihnen darin, wie er mit dieser Heilung umgeht, was er daraufhin macht. Kurz gesagt: die 9 sehen lediglich das, was ihnen da zuteil wurde; der eine sieht den, der es ihm zuteil hat werden lassen! Für die 9 ist nur die Gabe wichtig, die Hilfe; für den einen ist es darüber hinaus der Geber, der Helfer. Was trägt dieser Unterschied aus?

Darf ich es in einem kleinen Wortspiel einmal so sagen: der eine ist im Gegensatz zu den 9 nicht allein darauf aus, etwas von einem anderen zu „beziehen“, sondern vielmehr darauf, mit diesem anderen „in Beziehung“ zu treten.

So verstanden, ist der Glaube geradezu das Gegenteil dessen, wofür wir ihn oft halten: da denken wir: wo das Wissen aufhört, da fängt der Glaube an. Nein, gerade umgekehrt ist es: der Glaube schaut hinter die Kulissen; er gibt sich nicht mit dem zufrieden, was er kriegen kann, sondern sucht die Beziehung zur „Quelle“ der Gabe, zu dem, der es ihm gibt.

Solch ein Glaube ist das glatte Gegenteil der Konsummentalität, die wir häufig so stark verinnerlicht haben. Da heißt es: nimm mit, was du kriegen kannst, egal woher – einem geschenkten Gaul schaut man bekanntlich nicht ins Maul! Der Glaube lässt demgegenüber eine Dimension in unserem Leben aufleuchten, die ansonsten nur allzu leicht völlig hinten runterfällt: die Dimension der Dankbarkeit.

Lassen Sie uns hier einen Moment lang innehalten: Dankbarkeit – das ist zunächst etwas, das – ich nenne es mal so: das Leben verlangsamt. Wer für etwas Empfangenes dankt, der geht tatsächlich gewissermaßen einen Schritt zurück, genau wie der eine Geheilte aus unserer Geschichte. Der nimmt sich, bevor er nun daran geht, das Empfangene zu genießen, die Zeit, an den Ursprung der Gabe zu gehen. Und das sollte nun in der Tat nicht einfach eine lästige Pflichtaufgabe aus dem Knigge sein.

Nein, wer aus freien Stücken dankt, der erweist sich zunächst einmal als Realist: der erkennt durch den Akt des Dankens ja dies an, dass er weiß: ich habe diese Gabe nicht von mir selbst. Ich ver-danke sie jemand Anderem. Jemandem, der sie mir nicht hätte zuteil werden lassen müssen. Jemandem, der offensichtlich im wahrsten Sinne des Wortes „für mich etwas übrig“ hat, das er mir gibt. Und so weitet sich durchs Danken unser Horizont: die 9 Geheilten haben nur ihre Heilung gesehen, also – ich sage es einmal bewusst sehr „technisch“: die positive Veränderung ihres Gesundheitszustandes. Der Eine dagegen blickt weiter: er sieht: da hat sich mir jemand zugewendet, und meine Heilung, die „positive Veränderung meines Gesundheitszustandes“ ist Ausdruck dieser Zuwendung.

Und nur in diesem neu geweiteten Horizont hat die Heilung auch wirklich eine echte substantielle Veränderung bei dem Geheilten bewirkt: allein für sich genommen, ist sie ja nur von relativer Bedeutung, denn: früher oder später werden alle 10 Geheilten sterben. Viele von ihnen werden wieder erkranken, und irgendwann geht es gegen Ende. Betrachtet ein Geheilter seine Heilung dagegen als Ausdruck der Zuwendung Jesu zu ihm selber, dann hat er nicht nur „etwas“ gewonnen, das noch dazu lediglich von eingeschränkter Dauer ist, sondern dann hat er „jemanden“ gewonnen, der fortan sein Leben unter einem neuen Vorzeichen erscheinen lässt.

Damit verbunden ist natürlich ein Eingeständnis: ich kann mir mein Heil nicht selber schaffen, ich kann es nur von jemand Anderem erhalten. Der Apostel Paulus schreibt einmal an die Korinther die rhetorische Frage: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest?“ (1. Korinther 4,7) Aber dies ist nicht dazu gedacht, den Menschen nun klein und unfähig aussehen zu lassen. Wohl aber soll es uns – ich nenne es mal so: bescheidener machen und realistischer. Denn hier drückt sich eine ganze Lebenshaltung aus: ich bin mir dessen bewusst, dass ich die entscheidenden Grundlagen meines Lebens nicht mir selbst, sondern jemand Anderem ver-danke! Und mit dem „Ver-danken“ sind wir konsequenterweise auch schon beim „Danken“ angelangt. Genau diese Le-

Lebenshaltung ist es, die Jesus hier mit dem Wort „Glaube“ bezeichnet. Und noch einmal: in alledem spricht sich Bescheidenheit und Realitätsbewusstsein aus.

Jemand, der wie der eine Geheilte für diesen Glauben steht, der wird sich selbst nicht zum Maß aller Dinge machen, weiß er doch um seine eigenen Begrenzungen. Und der kann es sogar akzeptieren, wenn er mal nicht alles so bekommt, wie er es im Grunde gern hätte. Weiß er doch, dass er sich seinen Stand in der Welt nicht selber schaffen kann und auch nicht schaffen soll, sondern dass da jemand im Hintergrund ist, dem er letztlich alles verdankt – woraus Hoffnung und auch Gelassenheit erwachsen sollten, die ihm sagen: auch in den weniger schönen Phasen des Lebens ist jemand im Hintergrund da, der dein Leben trägt und der dich letzten Endes ans Ziel bringt.

Wo sich dies ereignet, dass jemand zu dieser Lebenshaltung, zu diesem Glauben findet, der dankbar weiß: hier ist jemand, der für mich sorgt – da, liebe Gemeinde, sehe ich wirklich ein Wunder, das sich ereignet! Vielleicht ein noch viel stärkeres Wunder als da, wo sich eine spektakuläre Heilung ereignet. Denn die für sich genommen hält in ihrer Wirkung nur so lange an, wie der Geheilte nun tatsächlich auf der Sonnenseite des Lebens steht. Wo hingegen jemand zu dieser neuen dankbaren Lebenshaltung namens „Glauben“ findet, da ist sogar etwas für die Zeiten im Leben gewonnen, die für sich genommen eher Anlass zum Verzweifeln geben. Weil da eine Beziehung entstanden ist zwischen dem Gebenden und dem Empfangenden. Und wenn ein Mensch zu dieser Lebenshaltung, zu diesem Glauben gefunden hat, dann besteht in der Tat aller Anlass, ihm mit Jesu Worten zuzurufen: **„Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“**

Ich meine nun allerdings, im Hinblick auf diese Art „Wunder“, im Hinblick auf diesen Glauben, der wirklich hilfreich ist, besteht bei uns ein Menge Nachholbedarf. Bei uns ist es doch in der Regel so: wenn etwas nicht nach unseren Vorstellungen und Wünschen läuft, dann stellen wir Gott an den Pranger: Wie kannst du so etwas zulassen? Nach Katastrophen aller Art sind ja bemerkenswerterweise auch die Kirchen immer wieder übervoll: zu Bitt- und Klagegottesdiensten. Nun will ich das beileibe nicht kritisieren. Aber ich möchte die Gegenfrage stellen: wie ist das eigentlich, wenn sich etwas ganz Schlimmes zum Guten gewendet hat, oder wenn bestimmte Dinge nochmal so grade gut gegangen sind?

Füllen wir dann auch die Kirchen? Wie war das denn gerade kürzlich nach der spektakulären Wasserlandung des Airbus im New Yorker Hudson River? Ja, da wurde gedankt, und nicht zu knapp: nämlich dem Piloten, der da ja auch offensichtlich eine fliegerische Meisterleistung hingelegt hatte. Der wurde geradezu zum Nationalhelden erhoben; in seinem Heimatort gab es einen fulminanten Empfang für ihn, wie ich las, und weil es terminlich so prima passte, durfte er auf Einladung von Barack Obama auch gleich als Ehrengast an dessen Vereidigungszeremonie teilnehmen. Aber ob es auch *Dankgottesdienste* gab? Ich habe jedenfalls nichts Dergleichen gehört – obwohl Solches in den USA eher noch wahrscheinlicher wäre als hierzulande! Denken wir mal darüber nach!

Wenn Gott heutzutage in unserer Gesellschaft überhaupt noch in größerem Stil öffentlich vorkommt, dann eben meist im Modus der Erwartungen, die unsereiner an ihn stellt: wenn es Gott denn gibt, dann müsste er doch – dann sollte er unbedingt – warum geschieht dann dies und das? Und so mancher sagt, er könne nicht an Gott glauben, weil doch soviel Schlimmes auf der Welt passiert.

Hat eigentlich jemand sich mal bemüht, sozusagen eine Gegenrechnung aufzumachen: was gerade unsereiner hierzulande und heutzutage in aller Regel für ein angenehmes Leben hat, verglichen mit mehr oder weniger allen anderen Generationen vor uns und auch verglichen mit mehr oder weniger allen Gesellschaften dieser Erde außerhalb unseres Kulturkreises? Natürlich ist mir klar, dass so Mancher bei uns mehr als genug Anlass zu Klage und Verbitterung hat. Aber auf der anderen Seite bin ich durchaus der Meinung: so gut wie noch nie gab es Anlass zum Dank in dem Maße, wie wir ihn haben! Das jedoch fällt nur allzu häufig unter den Tisch. Anders gesagt: die Statistik zwischen denen, die eine Gabe Gottes kommentarlos annehmen und denen, die ihren

Dank an Gott zurückgeben, dürfte mit 9 zu 1 vielleicht ganz realistisch beschrieben sein! Ganz gewiss fällt sie nicht zu negativ für uns aus!

Vielleicht fühlen wir uns ja im Anschluss an den heutigen Gottesdienst veranlasst, da etwas dagegenzuhalten, so dass die 9 weniger werden und die 1 Zuwachs bekommt? Und dabei sollte es uns dann nicht darum gehen, einfach die Statistik zu frisieren. Das tun andere, wie wir wissen, in vielen Lebensbereichen schon mehr als genug. Aber wenn unser Anliegen dies wäre, einfach der Wirklichkeit Rechnung zu tragen und uns auf die Lebenshaltung des dankbaren Glaubens einzulassen, die uns der eine geheilte Samaritaner aus unserer Geschichte vorlebt, dann wären wir auf einem guten Weg, auf dem Weg nämlich, dass auch uns die Wunder Gottes wirklich zugute kommen. Und dann gelten auch uns die Worte Jesu an den einen Geheilten: „**Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.**“ Amen.